

SIMPLICISSIMUS

Immer wieder Genf

(E. Schilling)



In Genf werden energische Vorbereitungen für die 81. Völkerbundsratstagung getroffen. Bereits werden die bewährten alten Platten sorgfältig abgestaubt.

Ad, wie sind die Dinge flüchtig!
Des Chronisten Stift und Schrift,
sei der Mann auch noch so flüchtig,
kommt ganz einfach nicht mehr mit.

Nimmt er auch sofort beim Wickel,
was ihm heut vorüberrollt:
sein Gedicht, sein Leitartikel
ist bis morgen überholt.

Und die Leute, die ihn lesen
(inwieweit es sie noch gibt),
gähnen: „Königst schon dagewesen!“
... Tja, so wird man unbeliebt.

Oh, wie gut hat's da der Bäcker!
Niemand ist ihm abgeneigt,
der für alle Art Geschmäcker
schlichte Morgenfemmeln zeugt.

Während wir im Nichts verfaulen,
schätzt man sie tagen, tagaus.
Ja sogar, wenn altgebäcken,
formt man Tüdel noch daraus.

Das abgeschabte Individuum

Von Hans Schubert

Ort der Handlung: Zwischen Dittersbach und Dürrhörsdorf. — Zeit und Stunde: Eine Mitternacht im Mai. — Mitwirkende: Der dicke Mann. Das junge Mädchen. Der Lehrling Max. Der Mann mit der roten Mütze. Mehrere Enten und die Eisenbahn.

Der dicke Mann sitzt unscheinbar am Fenster. In einer förmlich materiellen Distanz von ihm sitzt das junge Mädchen auf derselben Bank. Gegenüber in der Mitte sitzt der Lehrling Max. Da es ein Wagen für Traglasten ist, ergibt sich immerhin ein Dreieck von Belang. Max legt sich eine passende Unterhaltung mit dem dicken Mann zurecht, die selbstverständlich über diesen Umweg auf das junge Mädchen zielt. Junge Männer sind mal so. Eine Schönheit ist sie gerade nicht. Sie ist intensiv rothaarig, und sie hat intensive Sommersprossen. Aber sonst — — — Max hat den mehr räumlichen Bildhauerblick seiner Lehrjahre und meint es sowieso auf Tod und Leben. Wohlgefällig mustert das junge Mädchen von Zeit zu Zeit den netten jungen Mann im guten Sacko. Dem Alten gönnt sie keinen Blick und keine ihrer raffinierten Gesten. Sonst aber sieht sie ganz so aus, als dürfe Max ein wenig weltgewandter sein. Endlich hat der Max den Faden. Das Gespräch entrollt.

Max: „Ist das der Zug nach Dittersbach?“

Der dicke Mann: „Das weiß ich selber nicht genau.“

Max: „Ich will nämlich gern nach Dittersbach.“

Der dicke Mann: „Ich ooch so weid.“
Max: „Ich weiß aber hier nicht recht Bescheid.“

Der dicke Mann: „Ich ooch nich ganz.“
Max, mit einem raschen Seitenblick: „Wenn wir nun aber alle drei im falschen Zug sitzen —?“

Der dicke Mann: „Ei verbibbch noch-mal!“

Der Zug hält an einer Baustelle. Nachtlaternen täuschen einen ländlichen Bahnsteig vor. Der dicke Mann bastelt soeben an seiner Mitbrings: ein Problem für sich. Achtern hat er einen prallgefüllten Rucksack wie ein Weihnachtsmann. Rechts und links hat er Bastkörbe mit betäubten Enten. Unter dem linken Arm — ich rate — einen Schinken. Und zwischen den Knien hat er seinen Schirm.

Das junge Mädchen steht auf, greift nach ihrem schweren Netz mit Spargeln, prallt geschickt mit Max zusammen, der dasselbe will. Sie hat einen regenfarbenen Pullmann over und rückt sich einen regenbogenfarbenen Hut zurecht. Aber sie hat sex appeal. Ungeduldig tritt sie auf Maxens Schuh herum. Max — der zweifelt immer noch. Junge Männer sind mal so. Das junge Mädchen sieht den Max gewaltsam an. Ihre Blicke sind gründelnde Wasservogel in der wehlosen Seele Maxens. Das Ge-

spräch geht weiter. Aber wie im Kern geblüht.

Das junge Mädchen: „Hier wäre also Dittersbach —.“

Der dicke Mann: „Das scheid mir' ooch wisso.“

Hörbar stöhnt der Dicke unter seinen nahrunghaften Lasten. „Auf die Minute kommt es hier nicht an“, atmet Max.
Max, zum dicken Mann: „Darf ich Ihnen etwas beihilich sein?“

Der dicke Mann: „Wenn Se so liemswirdich sein wolln —.“

Das junge Mädchen, sehr bestimmt: „Der Zuch hält awer nur eine Minute hier.“

Der dicke Mann: „Ä — der hält ooch länger.“

Max öffnet die Wagentür und versucht es erst einmal mit den Enten. Weil aber hier der Bahnsteig fehlt, taucht Max für beide Zurückbleibenden in einen Nachtschlund ab und ruft nun — leicht beklemmt — von unten: „Hier geht es ziemlich tief herunter. Geben Sie mir erst mal Ihren Rucksack her!“

Schon aber ist der Dicke im Begriff des Hinterhertauchens. Da fährt der Zug an. Das junge Mädchen seufzt etwas, zuckt die Schultern. Macht einen ärgerlichen

Mund. Der dicke Mann kniet mit dem rechten Bein — rechte Hand am rechten Griff — auf dem Trittbrett. Mit dem linken Bein tastet er schon den Schotter ab. Im nächsten Augenblick wird er landen und — um Gottes willen! —, der Zug nimmt Tempo an. Max rennt mit den Enten wie besessen nebenher, so gut es eben mit dem Enten geht, schlägt fast über einen Signaldraht hin, schreit, brüllt: „Festhalten —!“ — da kommt eine Dreimeterbrücke über irgendwelches Rinnsal. Diese Zweckbrücke sind aber nur stählerne Leitern mit der Schiene drüberhin. Und es ist zappenduster. Voll Abschiedsschmerz verschwindet Max zwischen den Sprossen. Unten platscht es auf. Die Enten zernern. Aber sie haben nun wenigstens ihr Element. Max sitzt bis zum Hosenbund in Wässern und sieht die Lichterschlange heimwärts ziehn. — Was ist aus der schweren Unglücksstraube Mensch geworden, die da am Trittbrett hing?

Keuchend, durchnäßt, mit zerrissener Hose und verblutetem Hinterteil, Entenfedern zwischen Schuh und Socke, Wasserlinsen im Gesicht kommt Max im Dittersbacher Bahnhof an. Sein Zug wird gerade abrangiert. Um den besorgten Herrn mit der roten Mütze stehen — der dicke Mann und das junge Mädchen. Dem Dicken ist nichts passiert. „Da können Sie aber Ihrem Herrgott danken!“ meint Max in aufquellender Erleichterung. „Und Sie“, wendet sich Max an das junge Mädchen, „Sie haben den Herrn wohl wieder hochgeholt?“ Keine Antwort. Nur ein glupscher Blick von seitlich her.

Der dicke Mann, zum Mädchen: „Nu red doch schonn. Was solln der Herr dänggn?“
Max, zum Mädchen: „Verzeihen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Maximilian Max.“

Der dicke Mann: „Die Endn sinn ja nu wech. Arme Viecher. Haben Se sich weh gedahn?“

Max, unentschieden zu wem: „Das ist nicht so schlimm.“

Der dicke Mann: „Ich bin nämlich der Riedschlwidr aus Dittersbach. Gommen Se, mir dringgn einen Gorn zusamm!“

Das junge Mädchen mit dem glupschen Blick ist mittlerweile durch die Sperre. Mit völlig demnachter Haltung schwingt sie ab. Unnahbar. Unklar wohin. Max und Rietschel unbeteiligt hinterher.

Rietschel, sehr vertraulich zu Max: „Das ist nämlich meine Braud. Mir redn awer nich zusamm, weil se mich leich nicht gann. Das gibd sich awer noch.“

Max, nach Worten ringend: „— und so ein junges Mädchen mit dem klugen Blick?“

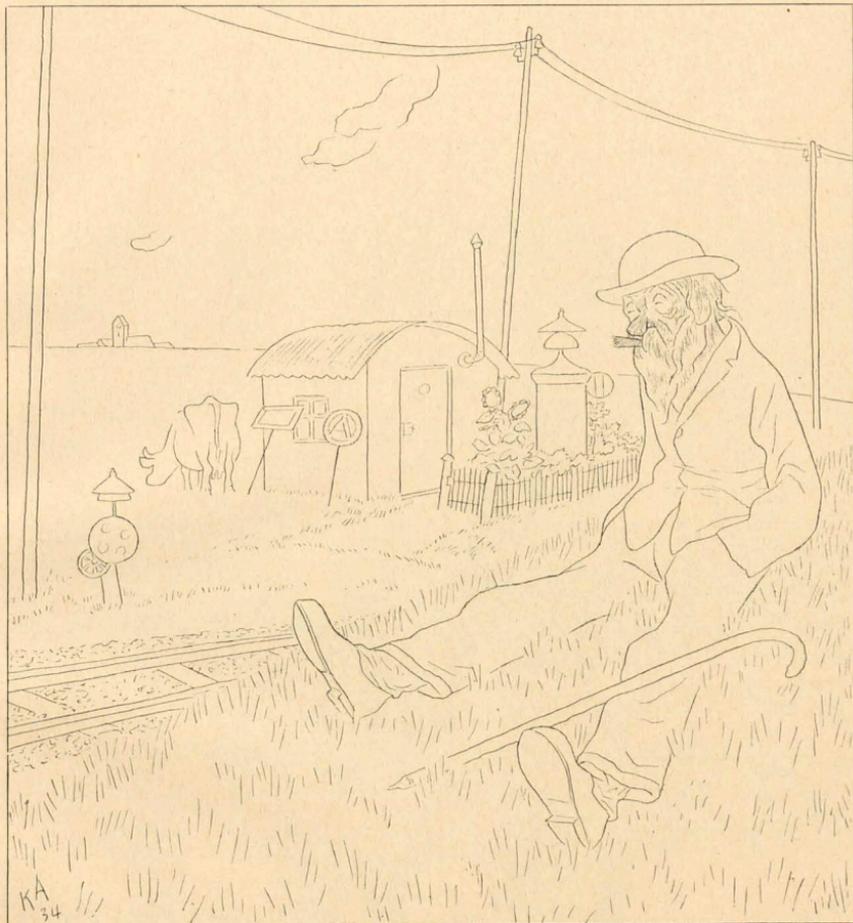
Rietschel, merklich abgekühlt: „Ja, ein glüh es so schonn. Un jung auch. Uffgeglährd is die, gann ich Ihnen saachen! Uffgeglährd. Der gennen Se nicht vormachen, Herr.



„Tjaja!“

Der neue Fußweg

(Karl Arnold)



„Eine segensreiche Erfindung, die Eisenbahn — nun die Landstraße unsicher machen, kann man wenigstens beruhigt auf den Schienen tippeln.“

Reine gar nischt. Da gennen Se gar nich mid landen. — Bassen Se doch mal auf meinen Ruggsagg auf, ich gomm gleich wieder!“

Max steht neben dem Rucksack wie ein treuer Hund, obwohl das gar nicht nötig ist in diesem Nest um diese Zeit. Der Rietschelwirt und das junge Mädchen führen eine Unterhaltung um die Ecke. Rietschel hat aber vergessen, daß man ihn hören kann, auch wenn man ihn nicht mehr sieht. Und das junge Mädchen will klar gehört werden. Das Gespräch wird

laut und lauter. Es wird ein zäher Kampf daraus, der scheinbar an Minuten hängt. Der Kampf einer irgendwie bedrängten Frau. Zum Beispiel —

— Rietschel: „Nu hör schonn mit den Sagg auf un gomm. Ich gann doch nischd dafür.“

Das junge Mädchen: „Gommd nich in Frage.“

Rietschel: „Du gommsd!“

Das junge Mädchen: „Auf geinen Fall!“

Rietschel: „Awer warum denn nich, mei guhdes Ginnnd?“

Das junge Mädchen: „Mid so ein abgeschabdn Indiefidium sedze ich mich nich an einen Disch. Da genn Se machn, was Se wolln!“

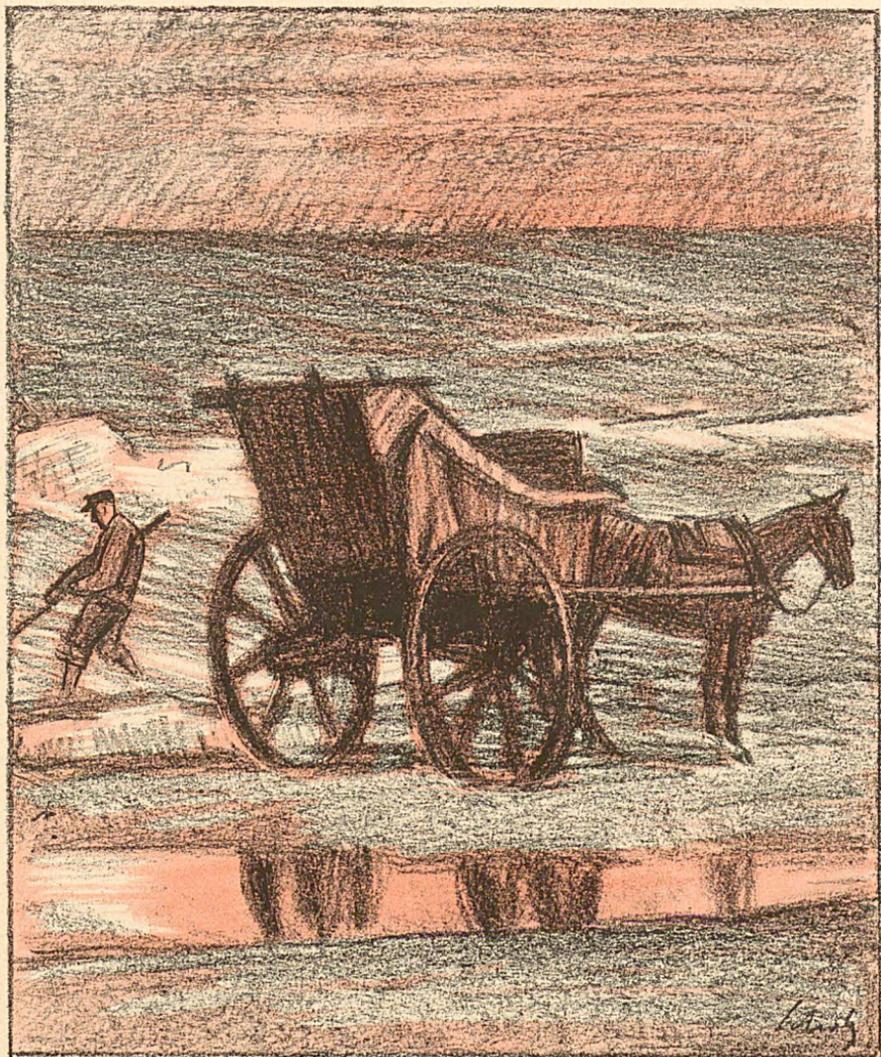
Max, ins Herz getroffen, wendet sich zum Gehn. Schon im Freien, vor der Tür des kleinen Warteraums, steht der Mann mit der roten Mütze ohne sie, deutlich dienstentbunden, einen Schlüssel in der Hand. Jeder Zoll am Mann ist Hochmut.

Der Mann mit der roten Mütze, sehr diskret zu Max: „Gommen Se der bloos nich zu nahe, Herr! Das is nämlich meine Braud.“

(Schluß auf Seite 269)

Der Schmuggler

(Wilhelm Schulz)



„Bist tags nur in der Schenke du,
Wie schaffst du dir das Geld dazu?“
Als man Jan Kührs hat so befragt,
Hat er gelacht und dann gesagt:
„Beim Muschelfischen jüngerl am Strand
Im Netz den Wassermann ich fand.

Und war's ein schlechter Groschen bloß,
Für den ich ihn gab wieder los.
Als ich den hatte eingesteckt,
Hat einen Taler er geheckt.
Und macht er das nun jeden Tag,
Leb' ich dabei ohn' Müß und Plag.“

„Ja“, sagte man, „so kommt das Glück!
Jan Kührs, ging anders nicht das Stück?
Gehst nachts ans Meer du, liegt zur Zeit
Ein fremder Schoner da nicht weit —
Gib acht, Jan Kührs, sei nicht so dumm
Und schmuggle unverzollten Rum!“

Wilhelm Schulz



„Eigentlich so 'n richtiger Damensport: Zügel in der Hand – und sich schleppen lassen!“

Das abgeschabte Individuum

(Schluß von Seite 267)

Das eine gann ich Ihnen saachen, Sie Weechelzacherer, Sie!“

Im schopenhauerschauerlichen Dittersbach schlägt eine Turmuhr eins. Max, am Leben leidend, sieht und hört nichts mehr. Sieht nicht die Hand vor Augen. Max umkreist den Markt. Tastet Mauern ab. Spürt mit dem Instinkt Gebrochener etwas Zweites, Weiches, welches lebt. Die Phantasie schlägt Räder. Und Maxens Lage ist nicht angenehm.

Das junge Mädchen, überraschend aus der Finsternis: „Gomm, jedz, genn mer gehn.“ (Unsicher): „Wer issn da —?“

Max, mit Stentorstimme in die Nacht hinein: „Das abge-schaaaaaachte Indi-viiiilliduum!“
Das junge Mädchen: „Prüll nich so, du Schafsgobb du! Ich hab doch den diggen Geri gemeind, das alde Egl!“

Ein weicher Arm schiebt sich wühlend unter Maxens Arm. Gibt mit Bestimmtheit eine Richtung an. Ist völlig Herr der Lage. Hähne krähen. O Diddersbach!
Das junge Mädchen, flüsternd: „Wächdn dän Saggio brauchdsche dich nich zu ärchern, Max. Den stobb ich dir.“

Im Bann der Welt

Die höchste Schönheit — arm und weltgebannt;
Der letzte Sinn — von jedem Stein bekant
Und täglich doch von Fragen wild umrannt.
Die tiefste Güte — allen offenbar
Und doch in Ohnmacht ringend Jahr um Jahr — — —

Der Weiße lächelt im Vorübergehn,
Auch Gott den Herrn im Bann der Welt zu sehn,
Und weiß uns nur ein tröstlich fingerzeigen:
Die hohen Sterne und das große Schweigen!

Hermann Eßwein †

Modebrief — nur für Herren

Wenn das männliche Geschlecht in Dingen der Mode konservativ bleibt, so ist dies nicht ausschließlich sein Fehler. Beschreibungen von Louise-Boulangere-Abendkleidern und Reboux-Hüten werden zugleich mit den Meldungen von Erdbeben, Überschwemmungen und Regierungskrisen über den

Ozean gekabelt, und die täglichen Schwankungen des Rocksbaus werden von den Frauen mit mindestens ebenso gespanntem Interesse verfolgt wie die Schwankungen der Börsenkurse von ihren Gatten. Die Frauenmode ist zum Thema eines niemals endenden Sensationsromans geworden. Wie anders steht es um die Herrenmode! Die wenigen Zeilen über diesen Gegenstand, die zum Druck gelangen, lassen alle sensationellen Wendungen vermissen: sie

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts strömenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York... Das Ganze amerikanisch Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

sind nüchterne Feststellungen von belanglosen Tatsachen, von denen viele schon seit dem vorigen Jahr selbstverständlich sind. Wer kümmert sich schon viel um das schneckenartige Emporstiegen des Rockaufschlags? Im Verlauf des letzten Jahrzehnts ist er, wenn es geht, um ganze drei Zentimeter Halsaufwärts gegiegen, und im Jahre 1944 wird er vielleicht die Ohrklappen erreicht haben. Und wenn schon! Es gibt niemanden, der über seinen Fortschritt in einem Flotten, die Phantasie beflügelnden Stil berichten und die Millionen Rockaufschlag-Träger aus ihrem Zustand der Gleichgültigkeit aufrütteln würde.

Da ich mich gerade in Paris, jener Stadt, die noch immer als in der Mode führend gilt, aufhalte, glaube ich es nicht verabsäumen zu dürfen, meinen Lesern einen kleinen Vorbericht über die zu erwartende Herrenmode des Spätsommers und Frühherbstes darzubieten. Welche Tendenz weist die Herrenmode auf? Nach gründlicher Beobachtung bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß die Tendenz der Bekleider nach oben gerichtet ist. Viele Franzosen sind anscheinend von dem Ehrgeiz besesselt, für ihr Kinn auf der Gürtelschnalle einen Ruhepunkt zu finden, und bisweilen hat man den Eindruck, daß ihre Bekleider eigentlich als Brustschützer gedacht sind.

Die Kragen werden heuer länger getragen — wahrscheinlich wegen einer Erhöhung der Putzereipreise. Der Häusdiener in meiner Pension trug einen Kragen, der seit mehr als vierzig Jahren ein geschätztes Familienstück war, und so ziemlich denselben Zweck wie ein neuer erfüllte — was nicht viel zu seinen Gunsten besagen will. Er war aus Zelluloid und besaß einen atlassähnlichen Glanz wie eine alte Stradivari. Man wäre übrigens kaum auf die Vermutung gekommen, daß er aus Zelluloid war; er sah eher wie Meerschmaum aus. Zelluloidkragen scheinen die französische Sitte, sich zum Mittagessen im Sommer teilweise auszuziehen, mit sich gebracht zu haben. In Paris

ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Gast ein Restaurant betritt und Rock, Kragen und Krawatte ablegt, bevor er die Speisekarte zur Hand nimmt. Er tut dies, um die Feuerehrung zu vermindern; ein auf seinen Kragen fallender Tropfen heißer Suppe könnte ihn leicht zur Explosion bringen. Und wenn er gar einen jener in Frankreich noch immer nicht ausgestorbenen Krimlinnenbärte trägt, vermehrt sich die Gefahr ins Ungemessene.

Die französischen Friseure haben so komplizierte Arbeitsmethoden, daß eine zusammenfassende Darstellung nur mit Hilfe einer Reihe von Blaudrucken möglich ist. Der Haarwuchs in Frankreich scheint heuer spärlich geraten zu sein und stellt die Friseure vor allerlei Probleme. Zuerst wird das Haar in der Mitte bis zum Genick geteilt. Dann werden zwei weitere Teile hinzugefügt — je einer in der Nähe der Schläfen —, und das lange Haar wird über die Notstandsgebirge gelegt. Vielleicht leitet sich hievon Julius Cäsars berühmter Anspruch ab, daß alle Gallier in drei Teile geteilt sind — so übersetzt ihn nämlich mein Neffe Paul. Stark riechende Pomade wird für diese Instandsetzungsarbeiten verwendet. Ihr Duft zieht Mücken und Fliegen an, und die nervöse, gestikulierende Art vieler Pariser dürfte einfach auf ihren übermäßigen Pomadeverbrauch zurückzuführen sein. Sie sind fast ständig von Schwärmen kleiner Insekten umgeben, und ihre Nervosität braucht uns daher nicht zu verwundern.

Auch das Vorhemd scheint sich in Paris zu zunehmender Beliebtheit zu erfreuen; es wird am vorderen Kragenknopf befestigt und wird unter besonders günstigen Voraussetzungen, etwa an nebeligen und windstillen Abenden, von leichtgläubigen Leute mitunter für eine Hemdbrust gehalten. Sein Hauptnachteil besteht darin, daß es, aus dem Gleichgewicht gebracht, die Neigung besitzt, in die Höhe zu fliegen und seinem Besitzer in boshafter Weise ins Gesicht zu schlagen. Nur langjähriges Tragen und viel verschüttete Suppe können seinen Übermut brechen und die Stärke aus ihm entfernen.

Man sieht also, daß auch die Männerwelt in Dingen der Mode in der französischen Hauptstadt so manches lernen kann. Eines Tages werde ich meiner Frau mit bis zur Brust reichenden Beinkleidern und mit einem Vorhemd bewaffnet vor Augen treten und ihre Proteste mit der Feststellung: „Das ist das Neueste aus Paris!“ beantworten. Dann wird sie es sich vielleicht zweimal überlegen, bevor sie von mir verlangt, daß ich ihr einen neuen Hut — Pariser Originalmodell 1934 — kaufe. W. Holbrook

Lache, Bajazzo!

Von Benedikt

In Moskau ward, wie die Zeitung verkündet, eine staatliche Schule für Clowns gegründet, für Akrobaten und dergleichen Leute, die Kummer und Unmut verschlucken.

Der Grund hierfür ist leicht zu begreifen, denn bis die Fünf-Jahrespläne reifen und alle und jeden glücklich machen, haben die Menschen dort wenig zu lachen —

Drum muß man, sollen sie hoffnungsvoll bleiben, zum mindesten ihnen die — Zeit vertreiben: die Zeit des Wartens aufs Paradies, das man seit Jahren für morgen verhißt.

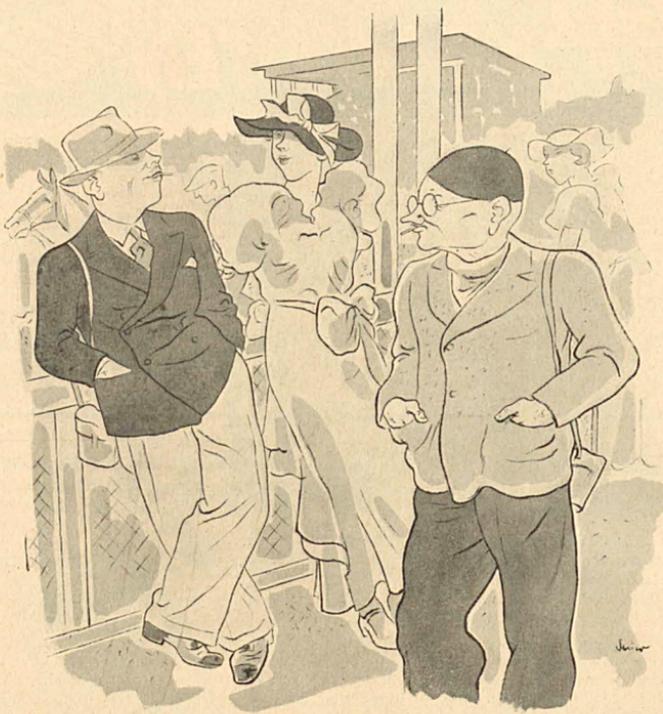
Und wenn bald überall Clowns agieren, wird man den Hunger weniger spüren! Fehlt Fleisch und Brot — herrscht Elend und Not — na, Mensch, dann lachst du dich eben tot —!

Simplicissimus!

Sitzt einer und angelt. Am Ufer neben ihm sitzt ein Junge. Plötzlich rutscht der Junge ins Wasser und versinkt. Ein Spaziergänger sieht, wie der Angler sofort ins Wasser springt und den Jungen rauszieht. „Das war Heldenmut!“ sagt er zu dem triefenden Angler. „Heldenmut — nöhh!“ sagt der. „Ich mußte ihn ja raus-holen, er hat meine Regen-würmer in der Tasche.“

Für Jugendliche erlaubt

Eine Dame sitzt im Kino. Neben einem halbwüchsigen Jungen. Der Junge übt sich, ein früher Meister, mit schöner Beharrlichkeit im Glöckler-aufziehen. Die Dame wird nervös. Der Junge läßt sich nicht stören. „Pst!“ macht die Dame. Und der Junge, versunken in seine Genüsse, reagiert mit einem erheblichen Räusper-zug. Endlich wird es der Dame zu dumm. „Junge“, sagt sie während der Pause, „hast du kein Taschentuch bei dir?“ Der Junge kramt in den Taschen herum, zieht auf, sucht in der Hosentasche, findet mancherlei, nur kein Taschentuch. „Nun?“ fragt die Dame. „Na“, sagt der Junge, „Schneitzüäch! hob i kan's bei mir. . . Aber wissen S' was, machen S' es a so wia i!“



„Setzen Sie auf die Italiener, die sind gut in Form!“ — „Weiß nich — die ver-sprechen immer mehr, als sie halten.“

Zu spät!

Trina Grimm, die junge Bäuerin in Berge-moor, war Witwe geworden. Da sie ein statliches schönes Weib war und einen schuldenfreien Hof hatte, waren alle un-verheirateten Männer im Dorfe hinter ihr her. Wenn auch nach uralter Sitte an eine Heirat vor Ablauf des Trauerjahres nicht zu denken war, so stand dem doch nichts im Wege, ihr so früh als möglich einen Heiratsantrag zu machen. Nach überkom-menem Brauch konnte dies auf schnell-tem Wege dadurch geschehen, daß der Heiratskandidat am Tage der Beerdigung die Angebetete mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Schulter tippte. Nun wohnte auf dem Nachbarhofe ein Jungeselle mit Namen Jan Menke. Ihm kam es zu, der Witwe behilflich zu sein, die nötigen Botengänge zu machen und — was in diesem Falle sehr wichtig war — am Tage der Beerdigung der Nachbarin zu jedem Dienste bereit zu sein. Jans Mutter, die eine kluge und erfahrene Frau war, sagte zu ihrem Sohne: „So, min Jung, nu is es Tid, wedder freem tot Trina. Nu nümst di tomen, daß du nich to lat kommst. An 'n Doenbeersdag“, wu nicht Trina

op den Likenwagen stigt, denn holst du ehr de Ledder, als Nober kommt di dat to. Un denn mußst du dat wahrnehmen; dann tippst du ehr mit dem Finger an de Schuller, un denn is de Sak in Ordnung. Keen ander hat son schön Gelegenheit als du. Un nu wees ok nich bang, min Jung; denn is da schöne Hof din.“ Als nun der Tag der Beerdigung kam und der Sarg auf den großen Kastenwagen gestellt war, und nach Sitte und Brauch Trina auf dem Sitz hinter dem Sarge Platz nehmen mußte, da stand Jan mit der Leiter bereit, um ihr beim Bestiegen des Wagens behilflich zu sein. Ach, wie klopfte sein Herz, als er sie kommen sah, und wie hatte er sie ange-blickt, als sie an den Wagen trat und das Kleid ein wenig in die Höhe hob, um den Fuß auf die Leiter zu setzen. Gott, wie zitterte ihm die Hand, als er sie nun hoff-nungsfreudig erob, um damit seine Wer-bung anzubringen. Aber — was war denn das? Trina hatte sich umgedreht und hatte Jan mit einem mitleidigen Blick angesehen und leise, so daß nur er es verstehen konnte, gespro-chen: „Jan, ik bin all tippt.“

* Doenbeer = Totenbeer.

Aug. Kohlenberg

Fundstücke

Die „Konstanzer Zeitung“ erfreut ihre Leser mit folgender bilderreicher Ausein-andersetzung:

„Es ist ein altes Problem, das jetzt in neuen Schwung gebracht endlich, wird jeder Kenner der Verhältnisse sagen, mit Blut gefüllt zu werden scheint. Die zweite Rheinbrücke von Konstanz marschier! Eine Lebensnotwendigkeit seit Jahrzehn-ten wird einem neuen Abschnitt zugeführt, aus dem, so erwartet man von der neuen Zeit, ein Phönix zum Licht steige. Deutsch-lands erste Rheinbrücke, von der Quelle des Stroms her gerechnet, soll zum Zwill-ling erhoben werden, oder eine neue Schwester in einem Abstand bekommen, je nachdem, wie die Endpläne sich zur Körperhaftigkeit verdichten . . .“

Von meinem Weinlieferanten in einem klei-nen Moselstädtchen erhielt ich Ende Juli den beruhigenden Bescheid:

„. . . Der Versand erleidet deshalb eine kleine Verzögerung, weil die Unwetter das hiesige Wasserwerk ungunstig beeinflussen, so daß der Kellerleiterer infolge trüben Wassers abwarten muß . . .“

Der Folklorist

(E. Thöny)



„Gestern habe ich aus wissenschaftlichem Interesse das landesübliche Kammerfensterlin versucht und bin dabei gleich auf einen anderen Volksbrauch gestoßen.“ – „Auweh, hot Eahna da Sepp dawischt?“

Nachtgedicht von einem kleinen Hund

Von Walter Bauer

Abends sperrt der Herr den kleinen Hund hinaus,
und das letzte Streicheln seines Felles spricht: bewahre Gut und Haus/
Verstummt des guten Herren Hund,
dann ist allein in tiefer Nacht der kleine Hund.

Er soll nun wachen, Ach, Angst hat er viel.
Lieber seh er des Feuers helles Abendglück
am Ofen, kurz vorm Ausgehen, wenn die Funken auch einschlafen,
weil sie zu fressen, zu zerstören nichts mehr trafen.

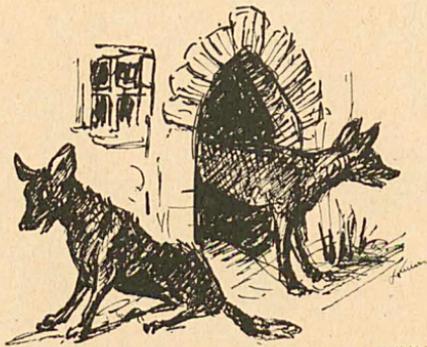
Der Schritt verstummt, es löst das Bauernlicht.
Jetzt wird die Nacht dem kleinen Hund ganz dicht
und still. Nun ruft ihn niemand Phylax mehr,
die Nacht ruft keinen Namen ihm, sie rauscht nur schwer.

Sie rauscht in seinem Hundeböhr,
sie kommt aus seinem Aug hervor,
in seinem Händchenherzen klopft die Angst vorm Mond,
der gelb und frech und schweisam kommt, der oben wohnt.

Biss' er ihn doch mit seinen kleinen Zähnen tot!
Dann würde aus dem frechen Lachen todtestiefes Rot.
Den kleinen Hund streichelt die Dunkelheit,
Kühle und Sterne ruhn in seinem Felle aus.
Ihm wird der Hof jetzt unermeßlich weit,
ganz grenzenlos, und unermeßlich wird der Schlaf im Haus.

Zuletzt verkriecht er sich in seiner Hütte schwarzes Stroh
und trinkt vom Wasser, das von Nacht gefärbt erscheint.
Er hört des Brunnens Wasserfall. Der lebt! Es macht ihn froh.
Dann hört er, wie auf fernem Dächern eine schwarze Katze greint.

Und manchmal knurrt er, bellt zum gelben Mond empor,
Dem Händchen spielt zum Trost die Nacht im leichten Traum
ein Liedchen vor.



(A. Kubin)

Leben nach dem Tode

Von Anny Nadolny

Als ich Rübsum kennenlernte, war es hoher Sommer, und es geschah in einem weltfernen mecklenburgischen Dorf, dessen Pfarrersleute mich für die kurze Stadtflucht meiner Ferien aufgenommen hatten.

Ich saß gerade auf der schattigen Bank unter der Pfarrhauslinde, da traf Rübsum ein. Das heißt, zunächst vernahm man nur in der wundervollen Lautlosigkeit des Spätnachmittags die unverkennbaren Lebensübungen eines Autos, das mit Sand und Karrenspuren kämpft. Ordentliche und gepflegte Wege kannte dieser paradisiache Ort nicht, und ebensowenig hatte er darum für gewöhnlich Umgang mit Fremden. Also war ich neugierig. Es kam ein Wägelchen in Sicht, hopsend und fauchend im zweiten Gang, klein, verpulvert und unlegant — ein Auto, wie es manchmal ganz junge Leute für ihre Wochenendausflüge zu besitzen pflegen. Der Mann jedoch, der knapp vor meiner Nase das Vehikel zum Stehen brachte und heraussprang, war älter. Schien

auch dem herbeieilenden Pfarrherrn wohlbekannt zu sein. Dann lernte ich den lebhaften, vergnügten Herrn kennen. „Rübsum, Theodor Rübsum“, sagte er so unzeremoniell wie nur möglich. Und der Pfarrer fügte an: „Fachmann für Turmuhreparaturen.“ Ich konnte mich eines erstaunten Ausdrucks nicht enthalten. Man trifft ja allerbald Merkwürdigkeiten in diesem Leben. Menschen und Berufe sind eingerechnet, aber jene mit aller Ernsthaftigkeit erwähnte „Branche“ war mir neu.

Ich wurde erst während einer anregenden Vesperstunde über diesen Spezialzweig der Uhrmacherei, wenn man so will, belehrt. Herr Rübsum tat im Winter nichts. Der Winter war „tote Zeit“ für ihn. Rübsum ist Rentier sozusagen bis zum ersten warmen Tag eines jeden Jahres. Wenn die Schwäbelen kamen, hatte Herr Rübsum den letzten ersparten Pfennig aufgezehrt. Es hielt ihn nicht länger in dem möblierten Stutzimmer. Er kündigte es auf und zog das würdelose kleine Auto aus dem Stall. Zur Reise aus Geratewohl über Stock und Stein und ungewagte Wege, das Handwerkzeug eines Turmuhreparateurs im Fond wie andere den Marschallstab im Tornister. Rübsum hatte kein eigentliches Kunden, er wußte auch nie im voraus, welches der unendlich vielen kleinen Kirchdörfer des deutschen Landes ihn brauchte oder nicht. Er kam einfach, war da und fragte an. Überall wohlbekannt und wohlgehten und gastlich aufgenommen, auch wenn der Winter oder ein anderes Mißgeschick keinen Schaden an der jeweiligen Kirchturnuhr angerichtet hätte, hielt er nicht als eine Frage auf der Zunge. Es blieb jedoch kaum Raum für Fragen. Seit einer Viertelstunde hat der Pfarrer ausschließlich das Wort, denn er ist froh, dem Gaste einen Auftrag erteilen zu können.

Der kleine Zeiger der guten alten Kirchturnuhr ist schon einige Zeit unverläßlich. Er hinkt mehr als angängig dem großen Bruder nach. Als ob es hierzulande auf Zeit und Finkigkeit ankäme! Theodor Rübsum jedoch ist ganz Ohr und Aufmerksam und strahlt übers ganze Gesicht wie ein Kind am Heiligen Abend. Er wird sich morgen mal den Schaden ansehen, meint er, oder besser noch übermorgen. Es eilt ja nicht, nicht wahr? Ein Lachen kommt warm und geräucher vom Herzen. In Herrn Rübsums Gegenwart kann sich einfach kein Griesgram oder Zweifel halten. Herr Rübsum ist schlechthin ein Erlebnis, und zwar eins von den ganz seltenen. Die hellblauen frischen Augen sind die eines ewig Siebzehnjährigen. Das Gesicht — und dies störte mich anfangs etwas — war kreuz und quer durch häßliche lange Narben entstellt, die jetzt nach dem Genuß gutgelagerten pastörischen Weines wie ein ganzer Sonnenuntergang glühten. Schlimm! Ich dachte an meine Studentenzelt, vermutete ich. Aber dem war nicht so! Ich erfuhr es allerdings erst drei Tage später, nachdem Herr Rübsum einen Tag geschwommen, einen Tag geangelt, zehn weitere Stunden untätig und eine Stunde bestelnd auf dem Kirchturn über verbracht hatte, um dann mit kleinem Entgelt, vielen Butterbrot und ungezählten Händedruck in einer hochsommerlichen Staubwolke wieder zu entschwinden, Richtung nächstes Kirchdorf. Das gute Pfarrersehepaar erzählte, was es für eine besondere Bewandnis mit den Schmissen, dem Leben und Beruf dieses seltenen und sympathischen Herrn Rübsum hatte. Es war die Geschichte einer Wiedergeburt, die Geschichte der Untreue gegen ein früheres Leben in ein und demselben Leben. Theodor Rübsum ist ein schlichter und ordentlicher Kaufmann gewesen in einer mittelgroßen deutschen Stadt. Er besaß Bürgerlichkeit, Bildung und Ehrgeiz in ganz normalen Grenzen, nannte ferner ein einträgliches Kolonialwarengeschäft und eine altmodische Dreizimmerwohnung sein eigen. Er hat alles, nur eins nicht, das Wichtigste: die reine und sorglose Freude am Leben! Er sitzt ängstlich und ältlich auf seinem Hab und Gut, mißtraut allem. Den Spaß und dem harmlosen Sport der Freunde, dem Sport, der „Tagedieberei“ freier Berufe, der Witterung. Er ist ein Prophet des Bösen und steckt dauernd voller Ahnungen. Die Welt birgt nichts wie Unheil und Verdrüß — weswegen sich die Welt Herrn Rübsum auch so präsentiert. So — ein unverbesserlicher und einsamer Hypochonder — der mit schrecklichen und ewiger Kaninchenfellweste Ärger und Erklärung heraufbeschwört, wird er seines kaum vierzig Jahre alten Lebens nicht froh.

Das Schicksal, das wir häufig Zufall nennen, bedient sich oft der umständlichsten Eingriffe. Es sagt nicht einfach: Bessere dich! Es handelt, und dabei geht es meistens hart auf hart. Herr Rübsum, der eingeschorene Feind allen Sports und besonders des motorischen, da dieser voller tückischer Gefahren für Leib und Leben steckt, unterliegt eines schönen Sonntags widerwillig den Überredungskünsten seiner Autofreunde. Ahnungsvoll tritt er die Autofahrt ins Grüne an. Und bei der Rückkehr geschieht es!

An einer schiefen Straßenkurve rast mit Höchstgeschwindigkeit ein entgegenkommendes Auto, dessen Lenker die Führung über den Wagen verloren hatte, geradeswegs auf Herrn Rübsum und seine Freunde zu. Herr Rübsum ist trotz der Ewigkeit der Schrecksekunde nicht mehr dazu gekommen, seine Unglücksprophetieungen über motorische Ausflüge speziell mit vielen Worten beständig zu finden. Der Zustand der Bewußtlosigkeit, der bald nach dem Zusammenstoß bei ihm eintrat, hinderte ihn daran. Es ist ein sehr schwerer Unfall! Von den fünf Wochenendern insgesamt ist kein einziger mehr am Leben, und mit den beiden Wagen wird auch nicht mehr viel anzufangen sein. Unser Interesse muß sich ganz allein Herrn Rübsums ungewöhnlichem Schicksal zuwenden. Die Sanitätshilfe hat die gehörige Pflicht getan. Da liegt nun Herr Rübsum mitten unter den Leichen

im Totenkeller des nächsten Krankenhauses auf einer Bahre, das Gesicht zerfetzt und aus vielen schweren Wunden blutend. Zwar versucht sich noch die ärztliche Korrektheit an ihm mit Kampferspritzen, jedoch das Herz Herrn Rübsums ist still, bleibt still wie bei den anderen. „Er ist tot!“, sagt der Chefarzt und geht. Der kleine Assistent aber ist sehr jung und naseweis. Die grausame Unweigerlichkeit des Totsseins ist ihm noch nicht geläufig. Auch hat er seinen Posten erst kurze Zeit, und mit der schweren Kunst des Spritzens hapert es noch etwas. Also gibt sich der ebenso gläubige wie strebsame junge Mann daran, füllt einmal, zweimal, mehrere Male seine Kampferspritze, um sie dem Loblosen zu verabreichen. Und siehe da, der Mühe und der Übung Lohn bleiben nicht aus. Rübsum erwacht! Die Herzfähigkeit, gestört durch den starken Blutverlust, setzt wieder ein, sehr schwach, doch für den Kundigen durchaus wahrnehmbar. Nur den mit aller Zähigkeit wiederholten Belebungsverfahren ist es zu verdanken, daß Herr Rübsum nicht zeitweilig ein Toter blieb. Nach etlichen Wochen sorgsamer Pflege und Behandlung beginnt unser Freund ein zweites Leben im besseren Jenseits seines Lebens. Er fängt es sozusagen ganz neu an, als ein neuer Mensch mit neuen Eigenschaften, mit Änderung von Beruf und Wohnsitz und anderen Wesensmerkmalen, mit unbeschwerter und leibhaftiger Freude an sich

und der Welt. Nach Unfall, Herzlähmung, Narkose und Operation wird aus Theodor Rübsum, Kolonialwarenhändler en détail, weil ihm nichts Besseres einfällt, ein Fachmann für Turmuhrreparaturen, ein Autofreund und sommerlicher Vagabund, der weder feste Kunden noch feste Tarifsätze nebst Registraturkasse hat. Ausübung siehe oben!

Wie diese Metamorphose sich vollzog, ob Theodor Rübsum bewußt den Wink des Schicksals befolgte oder sich instinktiv wandelte, das vermag niemand und am wenigsten er zu erründen. Ich wage auch nicht zu vermuten, daß die hohe medizinische Wissenschaft dabei ihre Hand im Spiele hatte.

Lieber Simplificissimus!

Oberlehrer Bräsigeke war Mitglied des Landeskirchentags, den die Schüler respektlos „schwarzen Landtag“ nannten. Auf diese Mitgliedschaft war er stolz. Während der Sitzungsperiode war Bräsigeke vom Dienst beurlaubt. Eines Tages kam er kurz vor Beginn des Unterrichts in die Klasse und sagte: „Ach, meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen!“ (Er wurde formell vor Wichtigkeit.) „Ich habe für die heutige Sitzung des Landeskirchentags noch zwei Gesetze zusammenzuarbeiten! Beschäftigen Sie sich, bitte, allein!“

Als er gegangen war, betrat Paul Berger, den er nicht ausstehen konnte, das Lehrpult und sprach: „Bräsigeke wird jetzt die beiden Gesetze: 1. Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt werden, und 2. Im Verwaltungsgebäude müssen Hunde an der Leine geführt werden, zu dem einen Gesetz zusammenarbeiten: Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt und müssen Hunde an der Leine geführt werden.“ Sprach's, und wir glaubten ihm gern.

In einem Städtchen des westlichen Odenwaldes lebte vor etlichen Jahren ein Oberamtsrichter, der ob seines urwüchsigen Wesens weit über die Grenzen seines Amtsbezirkes bekannt war. Einstmals wurde das kleine Amtsgericht durch den Herrn Landgerichtspräsidenten revidiert. Nach der Revision, die für beide Teile befriedigend verlief, geriet der etwas sarkastische Präsident mit dem Oberamtsrichter in ein Gespräch. — „Nun, Herr Kollege“, meinte er und lächelte verdächtig, „so etwa in drei Stunden hätte ich Ihre Tagesarbeit wohl erledigt.“ — „Drei Stunden?“ erwiderte der Oberamtsrichter, „drei Stunden, ist das Ihr Ernst, Herr Präsident? — Hm, was mich anbelangt, schaff' ich's, mit Urlaub, in zwei.“

Landhilfe

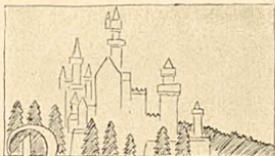
(R. Kriesch)



„Macht nichts, Bäuerin, ich komm' nachher mit meinem Föhnapparat heraus und trockne das ganze Zeug!“

Die Huldigungsfahrt

(Olaf Gulbranson)



ort oben auf steiler Höhe ragt einsam das Schloß des vielgeliebten Fürsten empor, der nun schon seit langen Jahren zu seinen Vätern versammelt ist.



Aber in dem Herzen des Feuerwehrkommandanten Blasius Reitmayr, wohnhaft zu Manggries, ist die Treue zum angestammten Herrscherhaus nicht erloschen und flammt jedes Jahr, wenn die hochsommerliche Zeit herannahet, lichterloh wieder auf. Dann wirft er sich in den ordenübersäten Uniformrock, gürtet die Lenden mit dem Belt, stülpt sich den stolzen Messinghelm aufs Haupt und tritt mit seiner Gattin Kreszentia die altgewohnte Pilgerfahrt zu dem Stammschloß des Unvergessenen an.

Lang und steil ist der Weg, glühend heiß sticht die Sonne herab. Nicht einmal ein Feuerwehrkommandant ist dieser Glut gewachsen, und so beginnt Herr Blasius Reitmayr sich den Uniformkragen aufzuknöpfen und dann den Rock und dann das Hemd und dann immer mehr, und seine Erscheinung verliert zusehends an Höhe und Würde.



Aber nun ist man auch hart am Ziel angelangt und steht vor dem Portal des Schloßgartens.

Siehe, da tritt aus dem Hintergrund, wo sie sich bisher bescheiden zurückhielt, Frau Kreszentia hervor und spricht die verständigen Worte: „Aber Blasi, so ko'ist do net vor Seine hochsalige Gnad'n hintret'n!“, wischt ihm den Schweiß ab, wo sie ihn erwischen kann, rückt ihm den verrutschten Helm zurecht und beginnt ihn von unten an bis obenauf sorglich zuzuknöpfen, bis wieder ein imposanter Feuerwehrkommandant dasteht.



Militärisch kurz und stumm wird nunmehr der schöneren Vergangenheit gehuldigt. Dann wendet man sich zum Abstieg, und Herr Blasius Reitmayr seufzt: „So, Zenzi, döe hätt'n ma g'schafft! Und latz kunnt'st mir-d' Halten wieder aufmoch'n!“